

Das, was Muße zur Muße macht, ist daher ein *Verhältnis* einer bestimmten Qualität einer Tätigkeit und ihrer Form der Selbstzweckhaftigkeit. Sie zeigt sich gegebenenfalls an eigentümlichen, »geheiligten« Orten; dort aber zeigt sie sich, wenn sie sich zeigt, vor allem hinsichtlich der Eigentümlichkeit ihrer Zeitstruktur, nämlich darin, den Alltag in spezifischer Weise zu unterbrechen. Dadurch entsteht zugleich der Schein, dass diese eigentümliche Zeitstruktur sich notwendigerweise als ausgezeichneter Zeitraum manifestiert: als Sonntag des Lebens. Doch der Sonntag ist nicht lediglich ein weiterer alltäglicher Tag neben den sechs anderen, der als reines Gefäß noch darauf wartet, mit welcher höheren Qualität er wohl ausgefüllt werden wird. Gerade das geht wider alle heutige Erfahrung: Feiern kann man auch wochentags, und sonntägliche Gottesdienste können tote Feiertagshülsen sein. Die eigentümliche Zeitstruktur der Muße ist daher nicht so sehr ein vorab festgelegter Zeitraum, sondern so etwas, was man einen τόπος (*topos*, Ort) der menschlichen Zeit nennen kann: jene Zeit, die mit einer Tätigkeit von bestimmbarer Qualität um ihrer selbst willen verbracht wird und die sich nicht auf einen Nutzen verrechnen lässt. *Metaphorisch* handelt es sich um den Sonntag des Lebens, der keinesfalls sonntags, sondern eben zur rechten Zeit⁷², stattfinden muss. Seine Außer-Alltäglichkeit liegt darin, dass Tätigkeiten, die an diesem Ort der Zeit stattfinden, nicht ins Kalkül gezogen werden können, sondern sich glücklich ergeben während man anderes tut.

Metadiskussion | Muße ist als Gegenbegriff zu der komplementären Zweifalt Arbeit/Spiel in gänzlich anderer Weise negativ auf nützliche/naturnotwendige Arbeit bezogen als die Selbstzweckhaftigkeit des Spiels: Der Nicht-Nutzen des Spiels ist eine Nutzlosigkeit, die nicht unnütz, sondern selber noch ein Modus von Nutzen ist, nämlich der Erholung zu dienen. Demgegenüber ist der Nicht-Nutzen der Muße derart, dass die Kategorie des Nutzens für die Muße, wie man sagt, »nicht in Frage kommt«. Zwar kann es Muße überhaupt nur dann geben, falls es auch das Reich nützlicher Arbeit samt nutzlos-erholenden Spiels gibt,

72 | Zur Figur des rechten Zeitpunkts siehe Karl Mertens, Der Kairos der Rede als Ausdruck menschlicher Situiertheit, in: Josef Kopperschmidt (Hg.), Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo rhetoricus, München 2000, S. 295–313.

aber die Gegensätzlichkeit von Arbeit/Spiel einerseits und Muße andererseits ist nicht mehr die einer Komplementarität: »Die Muße steht senkrecht zum Ablauf des Arbeitstages«. ⁷³ In irgendeinem Sinne ist zwar richtig, dass die Muße das Wechselspiel von Arbeit und Spiel unterbricht, aber dieses Unterbrechen ist gerade nicht von der Art einer Arbeitspause, die noch zum Arbeitsalltag gehört, sondern ein Unterbrechen im Modus des Außer-Kraft-Setzens (der Logik des Nutzens).

Eine Diskussion des Begriffs ›Muße‹ kann somit exemplarisch aufzeigen, worin das spezifisch Dialektische einer Begriffsbestimmung liegt, nämlich in der Einsicht, dass *formale* Unterschiede Bedeutungsunterschiede sind bzw. sein können. In diesem Fall: Der Unterschied von Spiel und Muße ist ein Unterschied ›derselben‹ Form, nämlich ein Unterschied von Negation. Spiel und Muße ist beides Nicht-Arbeit, aber der Unterschied zwischen Spiel und Muße ist nichts als ein Unterschied dessen, was dieses ›Nicht‹ je bedeutet.

Spezifik der
Dialektik ...

Nun liegt der Einwand nahe, dass das doch nicht weiter aufregend sei, sondern im Gegenteil recht banal; insbesondere könne darüber nicht das spezifisch Dialektische bestimmt werden, denn auch für die formale Logik ist es eine Selbstverständlichkeit, dass z. B. das konträr und das kontradiktorisch Gegensätzliche etwas anderes bedeuten. Gelb ist eben ein konträrer Gegensatz von rot, während nicht-rot kontradiktorischer Gegensatz ist; und niemand kommt auf die Idee, dass ›gelb‹ und ›nicht-rot‹ synonym sein könnten, denn auch blau und manches andere ist nicht-rot.

Aber eben das ist auch nicht der springende Punkt. Der liegt vielmehr darin, dass formale Unterschiede der formalen Logik nichts zur Bedeutung dessen beitragen, was dort unterschieden wird. Wenn man gelb als konträren Gegensatz von rot bestimmt, dann liegt die Bedeutung sowohl von rot als auch von gelb schon fest – man weiß schon, was das bedeutet –, und stellt dann, *auch noch* und auf Basis dieser gegebenen Bedeutungen, fest, dass ein konträrer Gegensatz vorliegt. Und genau das ist anders im Falle jener Negationen: Es ist *nicht* so, dass man bereits weiß, was Muße ist, und dann, *auch noch*, feststellt, dass Muße in jenem spezifischen Verständnis von Nicht-Arbeit sich negativ von Arbeit abgrenzt. Geradezu umgekehrt: Jenes formale Verhältnis

73 | Pieper, Muße, a. a. O. (Fn. 1), S. 56

ist definitiv für das, was in der obigen Diskussion Muße bedeutet. Eben *das* ist eine dialektische Bestimmung von Muße: *im formalem Unterschied sein und nicht einen formalen Unterschiede machen*.

... am Beispiel der Muße Es ist dann, dialektisch verstanden, definitiv für Muße, dass sie sich a) negativ von Arbeit abgrenzt, und b), dass sie sich auf andere Weise negativ von Arbeit abgrenzt, als es das Spiel tut. Diese Abgrenzung von Arbeit ist hier nicht etwas, was man aus didaktischen Gründen auch noch tut, um besser zu erläutern, was man unter Muße versteht, sondern man kann nur dadurch von Muße reden, indem man sie mindestens von Arbeit (und Spiel) abgrenzt. Das wiederum setzt, bei Strafe eines schlechten Begründungszirkels, voraus, dass man weiß, was Arbeit ist, ohne sich dazu auf Muße beziehen zu müssen: Die Bedeutung von Arbeit muss ohne Bezugnahme auf Muße klar sein, damit es für die Bedeutung von Muße definitiv sein kann, sich in bestimmter Weise negativ auf Arbeit zu beziehen. Arbeit ist eben diejenige Tätigkeit, die die für das Überleben notwendigen Lebensmittel bereit stellt – da ist von Muße nicht die Rede. Muße ist dann anders-als-Arbeit-und-in-anderer-Weise-als-Spiel-in-sich-gründende-Tätigkeit.

Muße, auf dem Kopf stehend Nun kann man rein formal den Spieß auch umdrehen: Man könnte Muße aus sich heraus definieren und Arbeit in definitiver Weise negativ auf Muße beziehen. Also im Groben: Muße ist diejenige Tätigkeit, die das Leben lebenswert macht – da ist von Arbeit nicht die Rede; und Arbeit ist dann anders-als-Muße-und-in-anderer-Weise-als-Spiel-Lebensvoraussetzungen-schaffende-Tätigkeit. Der Sprachgebrauch der Griechen und Römer indiziert genau dieses Modell. Muße (σχολή, *schole*, *otium*) »bedeutet zunächst das Freisein von Staatsgeschäften und ökonomischen Tätigkeiten, die in der Antike als Nicht-Muße (ἀ-σχολία, *a-scholia*, *negotium*) definiert waren«.⁷⁴

Nun weiß auch Aristoteles, dass *de facto* und der Zeit nach zuerst das für das Überleben Notwendige bereitgestellt werden muss, um dann überhaupt noch Zeit zur Muße zu haben. »Erst als bereits alle derartigen Künste entwickelt waren, entdeckte man die Wissenschaften, die sich nicht allein auf die Lust und die Lebensnotwendigkeiten bezogen, und das erstmals in diesen Gebieten, wo man sich Muße leisten konnte. Daher entstanden

74 | Martin 1984, a. a. O. (Fn. 24), Sp. 257

auch die mathematischen Wissenschaften in Ägypten, denn dort gestattete man dem Priesterstand, Muße zu pflegen.«⁷⁵

Hier scheint trotz der Umkehrung des Modells einfach das Gleiche zu stehen wie bei Marx auch, und es scheint so, als sei es einfach kein Unterschied, ob man Arbeit aus sich heraus bestimmt und dann Muße negativ auf Arbeit bezieht oder umgekehrt. Es scheint lediglich eine Frage der Psychologie zu sein. In dieser Hinsicht ist die Position der Antike sogar sehr verlockend: Wer konsequent darauf besteht, dass Muße nicht verteidigt werden kann, sondern aus sich selbst heraus gerechtfertigt ist, sollte oder müsste der nicht auch bedeutungsmäßig Muße an den Anfang stellen, um dann Arbeit als Fall von Nicht-Muße zu bestimmen?⁷⁶

Und dennoch gibt es einen eklatanten Bedeutungsunterschied, der dann auch die ideologische Differenz zur Sklavenhaltergesellschaft ausmacht. Das in beiden Modellen akzeptierte Faktum des zeitlichen bzw. sozusagen anthropologischen Primats des Überlebens vor dem Gut-Leben hat in dem Modell von Aristoteles lediglich den Status einer notwendigen Realisierungsbedingung: Die Bedingungen des Überlebens müssen gesichert sein, aber das Überlebenmüssen ist nicht eine inhaltliche Bestimmung des Gut-Lebens. Oder ganz plastisch: Sklaven und Frauen sorgen dafür, dass die *πολις* (*polis*, Stadtgemeinde) funktioniert, aber sie gehören nicht selbst zur *polis*, sondern in das *οἶκος* (*oikos*, Haus). *Οἰκονομία* (*oikonomia*, Haus- und Staatswirtschaft) und politisches Tun waren zwei verschiedene Dinge.

Muße, auf die
Füße gestellt

Das marxische Modell ist die Umkehrung. Arbeit ist jetzt mehr als bloße Realisierungsbedingung, nämlich inneres Moment der gesellschaftlichen Bewegung selbst. Der Arbeiter ist jetzt *doppelt* frei: zwar frei von Besitz an Produktionsmitteln und daher gezwungen, seine Arbeitskraft zu verkaufen, aber im Unterschied

75 | Aristoteles, *Metaphysik*. Schriften zur Ersten Philosophie, übersetzt und herausgegeben von F.F. Schwarz, Stuttgart 1984, 981b 20ff.

76 | Man kann dann trotzdem, wie Aristoteles vorführt und belegt, widerspruchslös damit in Einklang bringen, dass Arbeit nötig ist, um überhaupt mußevoll leben zu können. Ein zeitlicher Primat sagt bekanntlich noch nicht notwendig etwas über den Kern einer Sache aus, denn sonst müsste man den Menschen dadurch definieren, dass er zunächst lallt bevor er spricht.

zum Sklaven auch frei, seine Arbeitskraft verkaufen zu können. Damit steht ihm der Bereich der Muße der Möglichkeit nach allererst offen.

Modi der Muße | Eine erste Doppeldeutigkeit von *Muße* lag darin, dass zum einen die spezifische Zeitstruktur und zum anderen die spezifische Qualität solchen Tuns gemeint ist. Diese Doppeldeutigkeit ist unvermeidbar, aber unterschiedlicher Umgang mit ihr macht ideologische Unterschiede. Traditionell sind dort bis heute die vornehmen Töne zu hören, die von den eigentlich höheren Tätigkeiten des Menschen zu verkünden wissen. Solche Flötentöne sollen hier durch das Konzept eines *inneren Verhältnisses* von bestimmter Qualität und der Form der Selbstzweckhaftigkeit festlicher Tätigkeit zum Schweigen gebracht werden.⁷⁷ Zugleich entspringt darin eine zweite Doppeldeutigkeit. Jene bestimmte Qualität der Tätigkeit ist nämlich, und das ist ein weiterer Schritt der Formalisierung jener aristotelischen »Hauptfrage«, auf ihren Modus hin befragbar.⁷⁸ Typischerweise nämlich bezeichnet »Muße« (nur) den affirmativen, positiven Modus solcherart sich in der Form der Selbstzweckhaftigkeit vollziehender Tätigkeit: Zeit totschlagen ist zwar auch um ihrer

77 | Hier, wie auch sonst, gibt es sehr viel Übereinstimmung im Anliegen mit Terry Eagleton (*Ästhetik. Die Geschichte ihrer Ideologie*, Stuttgart/Weimar 1994, S. 1–12, 204–242). Ihm geht es, als eine von zwei Seiten des Ästhetischen, um die Wahrung des »Entwurf[s] menschlicher Energie als eines radikalen Selbstzwecks« (ebd., S. 9). Dazu bedarf es, gegen die andere, schlecht-ideologische Seite, der *Verkörperung* des Ästhetischen, ablesbar daran, inwiefern ein Dualismus von Form und Qualität unterlaufen ist. Und bei, mit und gelegentlich gegen Marx wird dazu auch noch die sachliche Notwendigkeit der aristotelischen Dreiteilung, sprich: eine Unterscheidung zweier Arten von Selbstzweck, herausgestellt, und sogar mit gleichem Argument: Auch noch das Prinzip der schönen Produktivität des Menschen benötigt (besser: hat) ein Maß ihrer Gestaltung. Das nennt er »das Erhabene« (vgl. ebd., S. 220–222, 230–242). – Bei Eagleton bleibt das Erhabene jedoch eine Steigerungsform des Schönen, sozusagen das am meisten schöne Schöne. *Insofern* ist es nicht ein die Produktivität seinerseits bedingendes Gegenprinzip, wie es Feuerbach eingeklagt hat. Muße dagegen ist ein *Bruch* mit der Logik des Nutzens von Arbeit und Spiel, und nicht nur deren normative Bändigung.

78 | Siehe dazu Pieper, Zustimmung, a. a. O. (Fn. 23), S. 25 f.